

BELINDA BAUER  
Keiner stirbt allein



GOLDMANN

## *Buch*

Seit der Rentner Felix Pink erst seinen Sohn und dann seine Frau nach langer, schwerer Krankheit verloren hat, will er anderen Menschen dieses Leid ersparen. Als sogenannter Exiteer leistet er todkranken Patienten passive Sterbehilfe und bleibt an ihrer Seite, bis alles vorbei ist. Als er gemeinsam mit seiner Kollegin Amanda bei Albert Cann eintrifft, scheint zunächst alles wie immer: Der Patient ist kaum ansprechbar, Lachgas und Atemmaske liegen bereit. Doch als Albert das Zeitliche gesegnet hat, hören Felix und Amanda im Nebenzimmer ein Geräusch – und finden dort einen sehr alten und sehr kranken Mann vor, der sie schon sehnsüchtig erwartet. Kaum hat Felix begriffen, dass sie offenbar den Falschen in den Tod begleitet haben, steht auch schon die Polizei vor der Tür. Und ausgerechnet Felix, der keiner Fliege etwas zuleide tun kann, steht plötzlich unter Mordverdacht ...

Weitere Informationen zu Belinda Bauer  
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.

Belinda Bauer

---

Keiner stirbt allein

Kriminalroman

Aus dem Englischen von  
Marie-Luise Bezenberger

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel »Exit«  
bei Bantam Press, an imprint of Transworld Publishers,  
Penguin Random House UK.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so  
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese  
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum  
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2022

Copyright © der Originalausgabe 2020 by Belinda Bauer

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Vögel, Himmel: FinePic®, München;

Klippen, Meer: © Marie Carr/Trevillion Images;

Haus: © Stephen Mulcahey/Trevillion Images

Redaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze

LS · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pöbneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49250-3

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Für Sarah Adams – meine liebe, kluge, geduldige,  
absolut einzigartige Lektorin



# Teil 1





# 1

Der Schlüssel lag unter der Fußmatte.

Wie üblich.

Felix Pink fand diese Vorhersehbarkeit tröstlich – auch wenn das vorhersehbare Ende der Tod war.

»Also los«, sagte Chris und schob den Schlüssel ins Schloss.

Chris redete zu viel, aber Felix sagte nie etwas dazu. Bestimmt waren es die Nerven. Er selbst hatte schon vor langer Zeit aufgehört, nervös zu sein. Jetzt räusperte er sich, zog seine Manschetten zurecht und folgte seinem Komplizen ins Haus.

Drinne roch es nach dem Staub, der im Innern von Tablettenfläschchen hängen blieb.

Das war oft so.

Sie standen im Flur, und Chris rief: »Hallo?«

Kein Geräusch, außer einer Uhr, die irgendwo tickte. Keine richtige Uhr, das konnte Felix hören, sondern so ein Batterie-Dings, das ein leises künstliches Ticken von sich gab, um die Leute glauben zu machen, sie bekämen für ihr Geld gute alte Wertarbeit.

Er bemerkte ein Stück Papier auf der dritten Treppenstufe, gefaltet wie eine Tischkarte bei einer Hochzeit.

*OBEN.*

Er nahm den Zettel und zeigte ihn Chris, der sich daraufhin anschickte, die Treppe hinaufzusteigen. Felix nahm sich einen Moment Zeit, um das Papier mehrmals zu falten und es in seinen Aktenkoffer zu schieben, dann fasste er das Geländer. Er war schon von Natur aus vorsichtig, doch wenn ein Einsatz zu absolvieren war, dann gab er ganz bewusst acht.

Chris wartete oben an der Treppe auf ihn.

»Hallo?«

»Hallo.« Die Antwort klang dünn und matt.

In dem Bett im großen Schlafzimmer an der Vorderseite des Hauses lag ein Mann. Kissen hielten ihn aufrecht. Dem Bett gegenüber war ein Erkerfenster, durch das man ein ganz ähnliches Fenster auf der anderen Straßenseite sehen konnte.

»Rufus Collins?«, fragte Felix.

Der Mann im Bett nickte schwach.

»Ich heiße John, und das ist Chris.«

Wieder nickte Mr Collins, als wüsste er, warum sie hier waren – und dann schloss er die Augen.

Felix hatte sich für den Namen John entschieden, weil er fand, dass das kompetent klang. Margaret hatte einen Arzt namens John Tolworth gehabt, der ihm ziemlich lange kompetent erschienen war. Es war ja nicht seine Schuld gewesen, dass der Tod ihn übertrumpft hatte.

Am Ende besiegte der sie doch alle.

Chris' richtigen Namen kannte er nicht. Es war besser so.

Neben dem Bett stand ein Sessel, und Felix setzte sich darauf. Seinen Aktenkoffer stellte er neben sich auf den

Boden, denn auf dem Nachttisch war wegen all der Pillenschachteln und Papiertaschentücher kein Platz.

Die Kartusche war bereits da. Stumpfgraues Metall, wie eine kleine Taucherflasche; ein durchsichtiger Schlauch verband sie mit einer Plastikmaske, die unter dem Kinn des Mannes hing. Ein Gummiband, das ziemlich ausgeleiert aussah, zog sich von der Maske um seinen Hinterkopf und über die Ohren, sodass die ein bisschen nach unten gedrückt wurden. Eine knochige Hand lag schützend über der Maske, als könnte jemand sie stehlen.

»Ich hol mal noch einen Stuhl«, sagte Chris und verließ das Zimmer.

Felix schaute auf Mr Collins hinunter. Der Mann war alt, aber wahrscheinlich nicht älter als er selbst, also fünfundsiebzig. Doch dieser Mann war krank, und das machte den entscheidenden Unterschied aus. Er sah aus wie hundert. Seine gelbliche Haut spannte sich so straff über Wangen und Stirn, dass es aussah, als würde sie gleich aufplatzen. Der Atem rasselte in seiner Kehle, als müsse er husten, hätte aber einfach nicht die Kraft dazu.

Chris kam mit einem kleinen hölzernen Lehnstuhl hereingekeucht und stellte ihn mit einem lauten Poltern auf der anderen Seite des Bettes ab.

Mr Collins' Augen öffneten sich, und seine Hand umklammerte die Maske.

»Entschuldigung«, sagte Chris.

Die Augen des Kranken schlossen sich wieder.

Und dann warteten sie.

Im Haus war es so still, dass Felix das künstliche Ticken der Uhr unten hören konnte. Hin und wieder rauschte draußen ein Auto vorbei, und der Mann atmete. Jedes

Luftholen war anders als das vorherige, als entdeckte er das Atmen jedes Mal neu und versuche, herauszufinden, wie es am besten klappte. Manche Atemzüge waren kurz und japsend, andere lang und pfeifend. Das leise Rasseln war die einzige Konstante.

»Wie viel Zeit haben wir?«, fragte Chris und sah zur Tür.

Felix hatte eine Armbanduhr, doch er schaute nicht darauf. »Kein Grund zur Eile«, sagte er.

Das stimmte. So war es oft. Schnell ging es nur selten. Ab und zu geschah es auch gar nicht ...

Es würde geschehen oder auch nicht.

Sie schafften es, oder sie schafften es nicht.

Am Schluss war das Ende natürlich unausweichlich, kurzfristig jedoch musste ein Exiteer lernen, sich in Geduld zu fassen.

Felix war schon immer ein geduldiger Mensch gewesen. Er hatte sogar mit dem Gedanken gespielt, sich Hiob zu nennen anstatt John, aber Hiob hätte auf eine Art Interesse geweckt, wie der Name John es niemals täte. Und Interesse galt es um jeden Preis zu vermeiden.

Genau wie Hiob wartete er. Sie beide warteten.

Eine Stunde.

Zwei.

Felix musste aufpassen, dass er nicht einschlief. Nachts tat er sich schwer mit dem Schlafen, nickte aber tagsüber oft ein. Jedoch nie bei einem Einsatz. Er betrachtete das Bücherregal und rekapitulierte die Handlung der Bücher, die er gelesen hatte. Dickens. Tolkien. Er dachte an seine Hochzeit und versuchte, sich jeden einzelnen Gast ins Gedächtnis zu rufen. Chris spielte Sudoku, während eine Gleitsichtbrille sich verzweifelt an seine Nasenspitze

klammerte. Mit denen war Felix nie zurechtgekommen. Die Optikerin, Mrs ... Soundso, hatte gesagt, für sein Alter könne er noch gut sehen, das war ein kleiner Trost.

Er hatte einen Knopf an seiner Hemdmanschette verloren. Ärgerlich. Aber er hob Knöpfe immer auf, also hatte er wahrscheinlich einen, der passen würde ...

Aus Respekt vor dem Sterbenden schluckte er ein Gähnen hinunter, doch danach fehlte ihm dieses Gefühl, dass seine Atemwege einmal durchgespült worden waren. Irgendwo hatte er gelesen, dass kurz nach der Erfindung der Eisernen Lunge Patienten gestorben waren, obwohl sie geatmet hatten; man hatte nämlich gelegentliche Seufzer nicht einkalkuliert. Einfach nur zu atmen genügte nicht. Hoffentlich stimmte das auch wirklich. Heutzutage musste man ja auf der Hut sein.

Draußen kamen Kinder vorbei. Schulschluss. Merkwürdigerweise konnte sich Felix daran jetzt besser erinnern als jemals zuvor. Der lange Heimweg. Der schwere Ranzen. Die gespielten Raufereien, aus denen manchmal echte wurden. Der Blick auf zerschrammte Schuhe und verschorfte Knie, während sein Magen grummelnd nach Abendessen verlangte ...

Leise nahm Felix seinen Aktenkoffer auf den Schoß.

Mr Collins öffnete die Augen und sah ihn an.

»Stört es Sie, wenn ich esse?«, fragte Felix höflich.

Mr Collins sah vage belustigt aus. »Machen Sie nur«, flüsterte er.

»Kann ich Ihnen etwas zu essen oder zu trinken holen?«

Fast unmerklich schüttelte Mr Collins den Kopf.

Felix nahm eine Thermosflasche mit rotem Schottenkaromuster und einen Alufoliequader aus dem Koffer, aus

dem sein Sandwich zum Vorschein kam, nachdem er die Folie abgewickelt hatte. Weißbrot mit Erdbeermarmelade – eine kindliche Vorliebe, die er Alter und Würde zum Trotz nie hatte ablegen können.

Er hatte die Lebensmittelrationierungen nach dem Krieg miterlebt.

Der Mann im Bett sah zu, wie er sein Sandwich aß und mit kleinen Schlucken seinen Tee trank.

Das Lärmen der Kinder verklang.

Die Uhr tat, als ob sie tickte.

Chris sank das Kinn auf die Brust, und sein Mund öffnete sich halb.

Felix aß sein Sandwich auf und trank seinen Tee aus, dann holte er ein sauberes Papiertaschentuch aus der Tasche, wischte den kleinen Becher trocken und schraubte ihn wieder auf die Thermosflasche. Die Alufolie faltete er zwecks weiteren Gebrauchs zu einem sauberem Quadrat. Dann legte er beides zusammen mit dem schmutzigen Papiertuch wieder in den Aktenkoffer und klappte leise den Deckel zu.

Noch ehe er das Schloss einschnappen lassen konnte, zog Mr Collins die Maske auf sein Gesicht.

»Danke«, sagte er leise und starb.

Die Nachbesprechung hielten sie in einem Café ganz in der Nähe ab.

Viel gab es nicht zu bereden, und Chris bestellte sich ein überbackenes Schinkensandwich mit Käse, ein Stück Kuchen und einen großen Cappuccino.

Felix hatte ja schon gegessen, bestellte sich aber einen Tee, um ihm Gesellschaft zu leisten.

Während sie auf das Essen warteten, sagte Chris: »Ich mach das nicht mehr.«

Er sah aus, als erwarte er Widerspruch, doch als keiner kam, fuhr er fort: »Das wird mir alles zu viel. All dieses Sterben.«

Felix ließ den Teebeutel in der Kanne kreisen. »Nun ja«, meinte er, als wolle er gleich einen Kommentar abgeben, tat es dann aber doch nicht. Ließ einfach nur ... *nun ja* zwischen ihnen in der Luft hängen.

Die Wahrheit war, er konnte es Chris nicht verdenken. Natürlich war er enttäuscht, dass Chris aufhörte, denn das hieß, dass er sich an jemand Neues gewöhnen musste. Außerdem fand er, dass Chris eine wichtige Tätigkeit aufgab. Es gab ohnehin nicht genug von ihnen. Das sagte Geoffrey immer bei den langatmigen spätabendlichen Anrufen, mit denen er Felix ab und zu beglückte.

*Wir brauchen mehr Leute wie uns, pflegte Geoffrey zu sagen. Gute Menschen, die bereit sind zu handeln. Denn wenn wir's nicht tun, wer denn dann? Sagen Sie mir das, Rob. Wer, wenn nicht wir?*

Geoffrey nannte ihn häufig Rob. Oft dachte Felix, dass er vielleicht betrunken war, aber das hätte er ihm nicht übel genommen. Geoffrey hatte Parkinson und war auf Krücken und manchmal auf einen Rollstuhl angewiesen, deshalb fand Felix, dass er wahrscheinlich das Recht hatte, betrunken zu sein, wann immer er ein Glas an die Lippen heben konnte, ohne etwas zu verschütten.

Natürlich war er dem Mann nie persönlich begegnet. Wusste nicht einmal, wo er wohnte. Die Exiteers achteten peinlich genau auf Anonymität. Geoffrey riet zum Gebrauch von Pseudonymen und sagte Felix andauernd, er

solle nur ja nie mit jemandem reden, der am Telefon behauptete, für die Exiteers zu sprechen.

*Schützen Sie uns alle, Rob, lallte er dann. Geteiltes Geheimnis ist halbes Geheimnis.*

Es war Geoffrey gewesen, der ihnen den Namen Exiteers verliehen hatte.

*Wie Musketeers, verstehen Sie, wie Musketierte?, hatte er mehr als einmal zu Felix gesagt. Alle für einen und einer für alle. Schließlich kann sich's ja nicht jeder leisten, in die Schweiz zu fahren. Und Felix hatte überlegt, ob das hieß, dass Geoffrey es sich nicht leisten konnte, in die Schweiz zu fahren.*

Eine eifrige Frau mit goldblondem Dutt stellte das Essen auf den Tisch. Blinzeln tauchte Felix aus seinen Gedanken auf und war wieder in dem Café.

»Was meinen Sie?«, erkundigte sich Chris, als wolle er, dass Felix ihm seinen Entschluss ausredete, doch der versuchte es erst gar nicht. Bei der Tätigkeit der Exiteers ging es um Rechte, und das bedeutete, dass Chris das Recht hatte, aus der Gruppe auszuschneiden. Genau wie ihre Klienten das Recht hatten, aus dem Leben zu scheiden – ohne Urteil und ohne Frage –, und ohne jeglichen Versuch, sie von einem anderen Standpunkt zu überzeugen.

*Und außerdem, wenn Chris aufgeben will, dachte Felix, ist er wahrscheinlich nicht mehr der Richtige für die Exiteers.*

Nicht standhaft.

Standhaftigkeit war nicht mehr in Mode, aber es war eine Eigenschaft, die Felix stets bewundert hatte. Er wollte gern glauben, dass er Margaret ein standhafter Ehemann gewesen war. Selbst nachdem sie ihn mit ihrer beider Erinnerungen allein gelassen hatte.



Selbst danach.

Standhaft.

»John?«

»Ja?« Einen Moment lang begriff Felix gar nichts, dann fiel ihm wieder ein, dass Chris gefragt hatte, was er davon hielte, dass er die Exiteers verließ.

Also räusperte er sich und sagte: »Das verstehe ich gut.«

Chris nickte dankbar, als hätte Felix seinen Entschluss aktiv unterstützt. Als er einen Riesenbissen von seinem überbackenen Sandwich abbiss, seilte sich ein langer Strang aus geschmolzenem Käse von seiner Unterlippe ab und legte sich auf seine dunkelblaue Krawatte.

Felix' Hand zuckte, doch er schaffte es, das Malheur nicht wegzuwischen. Chris war nicht sein Sohn.

Chris verspeiste sein Sandwich ohne weitere Käse-Unfälle, dann aß er seinen Kuchen und trank seinen Cappuccino.

Sie waren dazu angehalten, mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu Einsätzen zu fahren, damit ihre Autos nicht von Überwachungskameras gefilmt wurden. Also gingen sie zusammen zum Bahnhof Bristol Temple Meads, und Chris schüttelte Felix die Hand und sagte: »Alles Gute, John.« Felix erwiderte etwas Ähnliches, und Chris ging davon, um in den Zug nach Hause zu steigen. Er wohnte irgendwo in der Nähe von Winchester, glaubte Felix, sicher jedoch war er sich nicht.

Er ging die drei Kilometer zum Busbahnhof zu Fuß und fuhr zurück nach Devon.

Mabel wartete im Flur. Sie sah ihn böse an, und vor der Hintertür war eine Pfütze.

Das geschah ihm wohl recht. Felix sah auf die Uhr – er war neun Stunden lang fort gewesen. Das nächste Mal würde er Mrs Knott von nebenan bitten, sie zu sich zu nehmen. Ständig hielt Mrs Knott sie beim Gassigehen auf, um mit ihm über Mabel zu plaudern, als wäre sie ein preisgekrönter Champion und keine Scheuerbürsten-Pro-menadenmischung, deren Mundgeruch Farbe abbeizen könnte.

Er öffnete die Tür zum Garten, und Mabel bedachte ihn mit einem Blick, der besagte, dass es *jetzt* ja wohl zu spät sei, bevor sie gemächlich hinausstakste.

Dann beseitigte er das Pipi mithilfe der Sportseite des gestrigen *Telegraph* und einer Flasche Bleiche. Nachdem er sich die Hände gewaschen hatte, stellte er seinen Aktenkoffer auf den Küchentisch und holte die Thermosflasche heraus. Er spülte sie und den dazugehörigen Plastikbecher aus und stellte beides verkehrt herum zum Trocknen auf das Abtropfbrett. Die Alufolie, in der sein Sandwich gewesen war, faltete er auseinander, schüttelte die Krümel ab und wischte mit dem Lappen einen Klecks Marmelade weg. Dann faltete er sie erneut zu einem Quadrat, strich es glatt und legte es in die zweitunterste Schublade zu den anderen Folienstücken und einem Sammelsurium aus Papier- und Plastiktüten, Gummibändern und Schnur.

Schließlich holte er die silberne Kartusche mit dem Lachgas und die durchsichtige Plastikmaske hervor, wischte sie sauber, damit nicht ...

*irgendetwas*

... darauf zurückblieb, und steckte sie in zwei verschiedene Einkaufstüten. Morgen würde er die Kartusche mitnehmen und sie in eine Mülltonne in der Nähe der Bib-

liothek werfen, wo er ein Buch über die Zugrouten von Seevögeln verlängern lassen musste. Am Tag darauf würde er die Maske und den Schlauch in irgendjemandes Recyclingtonne stopfen.

Es war Felix stets zuwider, Beweise zu entsorgen. Das fühlte sich etwas *schmuddelig* an. Was die Exiteers taten, war natürlich nicht illegal, das hatte er gründlich überprüft. Solange sie den Klienten keine aktive Hilfe leisteten. Sie nicht ermutigten. Ihnen nicht die Kartusche mit dem Lachgas beschafften – das, was Geoffrey als »Tötungsinstrument« bezeichnete. Solange sie einfach nur da saßen und das Ende des Lebens bezeugten, war alles gut. Der Klient starb schnell und schmerzlos, und die Angehörigen konnten sicher sein, dass der geliebte Mensch nicht allein verschieden war, ohne in seinen Tod verwickelt zu werden. Jeder bekam, was er wollte. Gelegentlich entgingen irgendwelchen Versicherungen ein paar Prämien, aber da die Erfüllung ihrer Verträge ja unnötiges Leiden voraussetzte, war Felix' Gewissen makellos rein. Trotzdem wäre es töricht gewesen, etwas herumliegen zu lassen, das einen misstrauischen Zeitgenossen dazu verleitet hätte, unangenehme Fragen zu etwas zu stellen, das auf den ersten Blick wie der durchaus erwartbare Tod eines unheilbar Kranken ausgesehen hatte. Und Felix Pink war nie ein törichter Mensch gewesen.

Er öffnete den Schrank in der Ecke. Seine eigenen Lachgaskartuschen lagen hinter dem Hundefutter. Die hatte er sich von dem kooperativen Zahnarzt besorgt, den Geoffrey ihm nach dem dritten oder vierten Exit, bei dem er dabei gewesen war, empfohlen hatte. Mrs Casper – eine allem Anschein nach sehr lebenswerte Frau mit

einer degenerativen Erkrankung des motorischen Nervensystems. Damals hatte Felix schon genug gesehen, um zu wissen, was für ein leichtes, was für ein sanftes Ende Lachgas einem bescherte. Ab und zu kaufte er eine frische Kartusche, nur um sicher zu sein, dass alles noch verwendbar war. Eines Tages würde er das Zeug brauchen, und es würde da sein. Eher früher als später, hoffte er. Aber natürlich nicht vor Mabel, denn in diesen Zeiten der Zwergpudelchen und Kuscherterrier schaffte sich doch niemand einen struppigen alten Mischling an – schon gar nicht einen struppigen alten Mischling, der sein Gesicht gern in Fuchskot rieb.

Aber wenn Mabel nicht mehr da war, dann würde seine Zeit kommen ...

*Gestern hat Mabel Lamm mit Gemüse bekommen*, überlegte er, *sie sollte heute Abend also wohl kein rotes Fleisch fressen*. Thunfischterrinen vielleicht oder Hühnerragout. Er hielt die Dose auf Armeslänge von sich weg, um die Inhaltsstoffe des Hühnerragouts entziffern zu können, und stellte enttäuscht fest, dass darunter nur sieben Prozent Fleischerzeugnisse waren. *Fleischerzeugnisse*. Das öffnete der Möglichkeit Tür und Tor, dass ein paar dieser sieben Prozent gar kein Hühnerfleisch waren. Felix überlegte, welches Fleisch so viel minderwertiger sein konnte als Huhn, dass die Hersteller es lieber als »Fleisch« bezeichneten, als es beim Namen zu nennen und das auf dem Etikett in alle Welt hinauszuposaunen.

Mabel stupste mit der Nase gegen seine Wade.

»Ist ja gut, ist ja gut«, sagte er. Er kippte die Thunfischterrinen in ihren Napf und stellte ihn auf die kleine Plastikmatte, die den Fußboden vor Kleckereien schützte.

Als er sich mit der gebührenden Rücksicht auf seine Hüfte aufgerichtet hatte und wieder nach unten schaute, hatte Mabel alles verputzt und blickte erwartungsvoll zu ihm auf. Er ignorierte sie und ging langsam ins Schlafzimmer hinauf, um seinen blauen Mantel in den Kleiderschrank zu hängen. Heute hatte er ihn wohl für dieses Jahr zum letzten Mal getragen, es sei denn, es gäbe noch einen plötzlichen Kälteeinbruch.

Eine Weile stand er vor dem offenen Schrank und musterte seine Garderobe mit pragmatischem Blick.

Die Zeiten des Kleiderkaufens waren für ihn vorbei. Vor einem Jahr hatte er seine letzte Dreierpackung Unterhosen gekauft, und die Socken, die er jetzt besaß, würden ihn überdauern. Das war ein sonderbares Gefühl – dass seine Socken ihn überleben würden.

Allerdings war das natürlich auch schon bei anderen Dingen so gewesen.

Das letzte Haus.

Das letzte Auto.

Felix überlegte, wie genau er es wohl abpassen könnte. Die letzte Dose Rasierschaum? Das letzte Glas Marmelade? Manchmal fragte er sich, ob sein letzter Gedanke wohl einem Liter Milch gelten würde, der in seinem Kühlschrank sauer wurde.

Er besaß drei Anzüge – einen aus Tweed, einen dunkelblauen mit Nadelstreifen und einen schwarzen – und fünf Hemden; vier weiße und ein in gedeckten Farben kariertes. Zwei Hosen, eine grau und eine braun; drei Krawatten und drei Paar Schuhe: braune Halbschuhe, glänzende schwarze Beerdigungsschuhe und – ein Fehlkauf – ein Paar Slipper, die er niemals trug, weil ihm Schuhe ohne

Schnürsenkel grundsätzlich ein Gräuel waren.

Er hängte den dunkelblauen Mantel an die Kleiderstange, gleich neben eine beigefarbene Jacke mit Reißverschluss.

Felix war mit dem größten Teil seiner Garderobe im Reinen, die Jacke jedoch machte ihm immer noch zu schaffen. Margaret hatte sie vor Jahren bei Marks & Spencer gekauft, und er war insgeheim entsetzt gewesen. Felix war kein Abenteurer, doch er wäre nicht im Traum darauf gekommen, dass er einmal so etwas Biederer tragen würde. So eine *Greisenjacke*. Jahrzehntlang hatte er alte Männer in genau dieser Jacke gesehen, oft mit dazu passenden Schirmmützen und Gehstock. Er hatte eine verschwommene Erinnerung an seinen Vater in so einer Jacke, und möglicherweise auch an seinen Großvater. Dass Margaret anscheinend gedacht hatte, mit vierundsechzig sei die Jacke das passende Kleidungsstück für ihn, war ein ziemlicher Schlag gewesen.

Das Problem war, jetzt trug er sie andauernd! Sie war warm, aber nicht zu warm. Man konnte sie in der Waschmaschine waschen, und sie war ganz schnell wieder trocken und sah aus wie neu, und sie passte zu allem anderen in seinem Kleiderschrank. Irgendwie ließ sie alles Förmliche leger wirken und alles Legere förmlich. Rein aus Prinzip hatte Felix zehn Jahre lang nach etwas Ausschau gehalten, womit er sie ersetzen könnte, wenn sie denn endlich verschlissen war. Doch die Jacke verschliss einfach nicht, und er war viel zu sehr Kind seiner Generation, um auch nur im Traum daran zu denken, etwas wegzuerwerfen, wenn es noch durchaus brauchbar war. Auch wenn er jedes Mal eine existenzielle Krise durchlebte, wenn er sie

anzog.

Er schloss die Kleiderschranktür, ging nach unten und sah sich die Quizshow vom Nachmittag an, die er aufgenommen hatte.

Mabel kläffte, um ihn wissen zu lassen, dass sie Hilfe brauchte, um aufs Sofa zu klettern.

Margaret hatte Mabel nie auf dem Sofa geduldet, aber als sie nicht mehr da gewesen war, hatte Felix sich gedacht: *Warum nicht?* Ächzend erhob er sich, um den Hund auf das Kissen neben sich zu heben, doch ehe er sich bücken konnte, hopste sie aufs Sofa, wuselte hinter ihm vorbei und ließ sich auf seinen angewärmten Platz plumpsen.

»Runter da, Mabel«, sagte er streng, doch sie beachtete ihn nicht.

»Hey!« Er stupste sie an. »Geh auf deinen Platz!«

Bis auf ein Augenverdrehen stellte Mabel sich tot, und Felix seufzte. *Genau darum nicht.* Noch etwas, womit Margaret recht gehabt hatte. Mabel war ein sehr willensstarker Hund und gab sich bei dieser speziellen Auseinandersetzung niemals geschlagen. Allein die Tatsache, dass er sie hochheben und woanders hinsetzen konnte, verhinderte, dass sie jedes Mal gewann. Wäre Mabel ihrerseits dazu in der Lage gewesen, vermutete Felix, dann würde er sich das Quiz jetzt vom Garten aus ansehen und sich dabei die Nase am Wohnzimmerfenster platt drücken.

Er ließ sie, wo sie war, und ging in die Küche, um mit dem Puzzle weiterzumachen.

Er hatte sich immer für einen Spitzenpuzzler gehalten und sich deswegen für eine sehr herausfordernde Zweitausend-Teile-Schneelandschaft mit Rentieren entschieden; es hieß *Eisige Einöde*. Und *wie* öde das Ganze

geworden war ... Die Rentiere waren kein Problem, die waren praktisch fertig. Der Schnee jedoch war sehr wohl ein Problem. Felix hatte vier Ecken, den größten Teil des Randes und etliche unzusammenhängende Flecken weißen Schnee oder blauen Himmel, die mehr durch Glück als durch Geschick zustande gekommen waren. Der größte Teil des Schnees und der gelben Grasbüschel allerdings lag als verlockende Tundra noch immer in der Schachtel. Felix saß jetzt schon seit fast sechs Monaten an dem Puzzle und brachte nur selten mehr als ein paar Teile pro Tag unter. Er hatte sich völlig übernommen, aber aufgeben war ihm zuwider.

Also nahm er ein Grasbüschel zur Hand. Es sah aus wie Hunderte andere Büschel, doch er wusste, es war jenes Grasbüschel, das ihn schon seit Wochen gepeinigt hatte. Jede einzelne Option, die es bot, hatte er aufs Gründlichste untersucht, hatte sich mit einer Lupe über das Bild auf der Schachtel gebeugt, um jedes winzige Detail zuordnen zu können – das grobe braune Gras, der glatte weiße Schnee darunter –, und doch schien dieses Büschel zu einem anderen Puzzle zu gehören. Nichtsdestotrotz brütete Felix eine Viertelstunde darüber, bevor er es für den nächsten Tag zur Seite legte und stattdessen nach einem Stück Himmel vom Himmelhaufen griff. Blassblau, ohne irgendwelche Merkmale, mit drei Löchern und einer Nase. Er kannte die richtigen Namen für Löcher und Nasen nicht, wusste noch nicht einmal, ob es überhaupt richtige Namen dafür gab, aber so nannte er sie eben, Löcher und Nasen. Nicht dass das eine Rolle spielte: Sie waren alle am falschen Platz oder hatten den falschen dezenten Blauton.

Auf der Schachtel stand: Ab 8 Jahre. Felix schnaubte.



Das Telefon klingelte. Er gab ein missbilligendes Geräusch von sich und schaute stirnrunzelnd zur Uhr hinauf. Es war nach neun, also konnte es nur Geoffrey sein. Auch *vor* neun Uhr abends bekam er nur selten Anrufe von irgendjemandem, höchstens Werbeanrufe, und da war jetzt meistens ein Roboter dran. Fast vermisste Felix die guten alten Zeiten, als man noch bei richtigen Menschen einfach aufgelegt hatte.

»Rob?«, sagte Geoffrey. »Chris steigt aus!«

»Das hat er mir gesagt«, antwortete Felix.

»Wirklich zu schade«, meinte Geoffrey. »Wir können es uns nicht leisten, Leute zu verlieren, wir haben so viel Arbeit.«

»Ach ja?«, fragte Felix einigermaßen überrascht.

»Natürlich. Wir werden überschwemmt.«

»Überschwemmt?«

»In der Tat«, bekräftigte Geoffrey. »Wir kriegen zwanzig Anrufe die Woche.«

Felix war verblüfft über die niedrige Zahl, die für Geoffrey *überschwemmt werden* bedeutete – vor allem, da er wusste, dass nicht alle Anrufer als akzeptable Klienten erachtet werden würden. Die Exiteers waren dazu da, um Menschen mit unheilbaren, tödlichen Krankheiten zu helfen, deren Schmerzen für sie bedeuteten, dass ihr Leben nicht länger erträglich war. Geoffrey hatte ihm schon vor langer Zeit gesagt, dass es bei diesem Geschäft nicht darum ginge, es Leuten leicht zu machen, die einfach nur »alles ein bisschen satt hatten«.

Felix war etwas enttäuscht, dass ihre Dienste so wenig gefragt waren, doch andererseits machten sie ja auch nicht gerade im Branchenbuch Werbung für sich. Ihre Tätigkeit

war ein Geheimtipp, nur durch vorsichtige Mundpropaganda zugänglich. Sie basierte auf Instinkt, Vertrauen und Heimlichkeit, und die Tatsache, dass pro Woche nur zwanzig Anrufe eingingen, musste bedeuten, dass es einen sehr viel größeren Bedarf gab.

Also mäßigte er seine Enttäuschung und fragte: »Und wie viele Exiteers gibt es?«

»Sieben«, erwiderte Geoffrey. »Jetzt noch sechs.«

Jetzt war Felix wirklich verblüfft. Er hatte keine Ahnung gehabt, dass sie so wenige waren. Hatte nie groß über eine Zahl nachgedacht, aber er hätte schon geschätzt, dass es im ganzen Land etwa hundert Gleichgesinnte gab. Irgendwie hatte er sich selbst immer als kleinen Teil eines sehr viel größeren Netzwerks betrachtet. Ein Rädchen in einem Getriebe von beachtlichem Ausmaß. Nicht in dem eines Schlachtschiffs oder eines Kampfflugzeugs natürlich, sondern vielleicht in dem einer Dampfmaschine oder einer Kirchenuhr. Zu erkennen, dass er eher eine Sprungfeder in einem Toaster war, war ein wenig enttäuschend.

Außerdem verdross es ihn ein bisschen, Rob genannt zu werden, wenn Geoffrey sich lediglich die Namen von nur sieben Frontkämpfern zu merken brauchte.

Jetzt nur noch von sechs.

Aber dann ging ihm auf, dass Geoffrey, selbst wenn er sich seinen Namen merken würde, ihn John nennen würde, was gar nicht sein richtiger Name war. Also nahm er es übel und verzieh ihm, beides im selben Moment. Das konnte Felix gut. Es hatte in seinem Leben so Großes gegeben, worüber er sich hatte grämen müssen, dass es sehr viel leichter geworden war, Kleines zu verzeihen.

Geoffrey seufzte. »Sie würden sich wundern, wie schwer

es ist, neue Freiwillige zu finden. Viele, viele Menschen unterstützen, was wir tun, aber nur sehr wenige wollen dabei mitmachen. Und viele von denen, die das wollen, sind einfach nicht ... geeignet.«

»Das kann ich mir vorstellen«, meinte Felix.

»Wirklich«, sagte Geoffrey. »Bei so etwas kann man gar nicht vorsichtig genug sein.«

»Selbstverständlich«, pflichtete Felix ihm bei. »Und mit wem arbeite ich jetzt zusammen?«

Exiteers arbeiteten immer zu zweit. Wegen des emotionalen Beistands, sagte Geoffrey, doch Felix – Buchhalter durch und durch – nahm an, dass so dafür gesorgt werden sollte, dass niemand etwas klaute. Fast alle seine Einsätze hatte er mit Chris absolviert. Nur beim allerersten Mal hatte er mit einer lebhaften Frau in mittleren Jahren namens Wendy zusammengearbeitet, die anscheinend kurz danach selbst gestorben war. Geoffrey hatte erzählt, dass sie bei einem Yogakurs an einem Bonbon erstickt sei. Das war Felix so bizarr erschienen, dass es einfach wahr sein musste.

»Ich kümmere mich drum«, versprach Geoffrey. »Und sage Ihnen dann Bescheid.«

»Vielen Dank, Geoffrey.«

»Gute Nacht, Rob.«

Felix legte auf und rief dann ins Wohnzimmer hinüber: »Ab in den Garten, Mabel!«

## 2

Felix trug stets seinen besten Anzug, wenn er seine Frau und seinen Sohn besuchen ging. Den dunkelblauen mit den Nadelstreifen mit einem weißen Hemd und der grünblau karierten Krawatte, die Margaret ihm gekauft hatte, als sie sich zum letzten Mal an Weihnachten erinnert hatte.

*In Schale geschmissen.* So würde sie das nennen. Das hörte man gar nicht mehr – und auch keine der anderen alten Redensarten. Und die neuen fingen alle mit Sch oder F an.

Es war ein vollkommener Maimorgen. Sonnig, aber nicht zu heiß, und mit einer sachten Brise. Felix hatte im Laden an der Ecke Blumen gekauft. Es waren gelbe Tulpen, und sie waren auch ganz hübsch, doch sie waren in zahllose Schichten aus Klarsichtfolie und braunem Papier eingewickelt, wo eigentlich nur ein bisschen Gärtnerschnur nötig gewesen wäre, um sie zusammenzuhalten.

Er öffnete den Kofferraum, holte seine Thermosflasche und den zusammenklappbaren Campingstuhl heraus und trottete den Hügel hinauf.

Margaret und Jamie waren Seite an Seite auf dem Hang begraben, von dem aus man über die ganze Stadt blicken konnte und dahinter auf die Flussmündung. Felix hatte

schon vor vielen Jahren für die ursprüngliche Doppelgrabstelle dicht bei der Eiche bezahlt, aber als Jamie gestorben war, hatten sie ihn dort beerdigt, und Felix hatte den Kauf einer dritten Grabstelle daneben ausgehandelt. Der künftige Bewohner dieser Parzelle hatte erkannt, dass hinter Felix' merkwürdigem Ansinnen ein Mann mit einem sehnlichen Wunsch steckte, während er selbst lediglich ein Mann mit einer widerstrebend anerkannten Notwendigkeit war, deshalb hatte er bei dem Verkauf einen Mordsreibach gemacht. Doch das störte Felix nicht. Er hatte genug Geld und nur noch wenig, wofür er es ausgeben konnte.

Jetzt fand er Trost in dem Wissen, dass er wieder seinen Platz neben seiner Frau und seinem Sohn einnehmen würde, wenn er starb.

Er stand am Fuß der Gräber, während eine Amsel in der Hecke ganz in der Nähe mächtig angab.

»Hallo, Margaret«, sagte er leise.

Die Amsel antwortete ihm mit einem langen, fröhlichen Zwitschern, doch Margarets Grabstein verkündete lediglich: *LIEBEVOLLE EHEFRAU UND MUTTER*

Felix wünschte, er hätte eine andere Inschrift gewählt. Diese hatte er in zahllosen Nachrufen gesehen, und deshalb war sie ihm – in einer Zeit der Haltlosigkeit – sicher erschienen. Inzwischen jedoch dachte er immer öfter, dass sich das anhörte, als wäre Margaret *nur* Ehefrau und Mutter gewesen, und das war sehr weit von der Wahrheit entfernt. Allerdings hatte Felix erst nach ihrem Tod wirklich begriffen, dass sie die Sonne gewesen war und er und Jamie bloß zwei kleine Planeten, die in ihrem Orbit geschwebt hatten, gehalten von ihrer Schwerkraft, erhellt von ihrem Licht und schwelgend in ihrer Wärme.

Alle hatten Margaret geliebt. Die Menschen hatten ihre Freundlichkeit geschätzt und ihre Weisheit und ihren Humor, und sie hatten sich dazu herabgelassen, auch ihn zu mögen, nur weil er mit ihr zusammen war.

Doch als sie ihn dann nach und nach verlassen hatte, waren auch ihre Freunde gegangen, bis Felix mit Margaret ganz allein gewesen war. Und dann vollkommen allein ohne sie. Nach ihrem Tod war er so erschöpft gewesen, dass er kaum noch denken konnte. Ihr langsames Sterben war wie eine Dampfwalze gewesen, die versuchte, ihn zu überrollen, während er von Bordstein zu Bordstein taumelte und versuchte, dem Unausweichlichen zu entkommen. Oft fühlte es sich an, als wäre er ebenfalls gestorben, denn alles, was jetzt noch übrig war, war ein blasser Schatten seiner selbst, der wie eine schlaffe Spitzengardine in einem Fenster hing, an dem sich kein Luftzug rührte.

*Ohne dich bin ich nichts.* Das hätte er in Stein meißeln lassen sollen.

Wenigstens hatten sie es bei Jamie richtig gemacht ...

*DENEN, DIE IHN INNIG LIEBTEN,  
ZU FRÜH GENOMMEN*

*Innig* war Margarets Entschluss gewesen. Felix hatte noch nie das Wort *innig* auf einem Grabstein gesehen und fand es ziemlich aufgesetzt. Sie hatten sich deswegen gestritten. Sogar richtig Krach gehabt. Jetzt, wo er daran dachte ... das war der einzige richtige Streit gewesen, den er und Margaret je gehabt hatten. Das einzige Mal, dass sie wegen irgendetwas richtig wütend geworden war. Doch natürlich war ihm jetzt jedes Mal, wenn er die Worte las, klar, dass sie recht gehabt hatte und dass das *innig* nicht nur notwendig war, sondern tatsächlich das Allerwich-

tigste auf dem Stein. Und dass er unerträglich blöd gewesen war, etwas anderes zu denken oder zu sagen.

Margaret hatte mit allem recht gehabt. Das merkte er noch immer jeden Tag. Wann immer er nicht weiterkam oder verwirrt war, fragte Felix sich: *Was würde Margaret tun?* Und die Antwort kam, als wäre sie da und flüsterte sie ihm ins Ohr. Die junge, verständige Margaret natürlich. Nicht die alte, traurige Margaret, deren Verstand sie verlassen hatte und deren Gedächtnis dahin war und die sich an seinen Arm klammerte und stammelte: *Versprich's mir! Versprich mir, dass du dich um Jamie kümmerst!*

Und er konnte nur sagen: »*Ich verspreche es*«, weil sie nicht wusste, dass ihr Sohn schon tot war.

Felix kippte die Nelken von letzter Woche in die Hecke, dann wusch er die Plastikvase aus und füllte sie neu – beides mit dem Wasser, das er in einer Flasche mitgebracht hatte – und arrangierte die Tulpen in der Vase. Das Einwickelpapier faltete er zu einem Quadrat und legte es unter einen Stein, damit es nicht davongeweht wurde. Er würde es nachher mitnehmen. Und es recyceln. Selbstverständlich in zwei verschiedenen Containern. Beide unpassend groß, beide aus Kunststoff. Und dann würde ein Lastwagen, der Dieselabgase ausstieß, kommen und seinen Teil dazu beitragen, den Planeten zu retten ...

Er klappte den Campingstuhl auseinander und setzte sich.

Der Friedhof war von frühlingshaftem Leben erfüllt. Die Bäume sangen ihr raschelndes Lied, kleine Tiere und Vögel huschten durchs Unterholz, und jeder Spatz und jede Meise schien Grashalme oder eine flaumige Feder mit sich herumzuschleppen. Eine Hummel brummte so

schwerfällig vorbei, als hätte sie den falschen Gang eingelegt, und eine Amsel kam aus der Hecke hervorgehüpft, um Felix ein Stück orangefarbene Stropschnur zu zeigen.

Er lächelte und schloss die Augen. Dieser Ort tröstete ihn und baute ihn wieder auf. Gab ihm die nötige Kraft, um weiterzumachen. Eines Tages, so hoffte er, würde er ihm die nötige Kraft verleihen, um aufzugeben.

Hoch über ihm kreischten Möwen. Sofort dachte er daran, wie er mit Jamie fischen gewesen war. Sah zu, wie sein Sohn ein Stück Makrele auf einen Haken spießte, voller Angst, er könnte sich in die zarten Fingerchen stechen ... *Ich KANN das! Lass MICH!* Felix lachte in sich hinein. Gefangen hatten sie natürlich nichts. Wie denn auch? Jamie war so aufgereggt gewesen, dass er die Schnur alle zehn Minuten eingeholt hatte, um nach dem Köder zu sehen. Da hätte auch der selbstmörderischste Fisch keine Chance gehabt.

Sein Lächeln verging. Es war schwer, aus diesen Erinnerungen nicht in sehr viel schlimmere abzugleiten: von dem Jungen zu dem jungen Mann, dessen langsamer Tod das zerbrechliche Floß des Glaubens versenkt hatte, an das sie sich alle drei elende Jahre lang geklammert hatten, hilflos dahintreibend auf einem Meer aus falschen Hoffnungen und Plattitüden von Ärzten, deren Bestes niemals gut genug sein würde. Sie hatten es alle gewusst, jedoch nie darüber gesprochen. Stattdessen hatten sie an Jamies Krankenhausbett geplaudert und Canasta gespielt oder still dagesessen, während er schlief und mit jedem Ausatmen kleiner wurde, bis sich die Bettdecke kaum noch über ihm wölbte.



In seinem Zimmer waren sie stets fröhlich und optimistisch gewesen.

Die Risse in dieser Fassade hatten sie sich fürs Parkhaus aufgehoben.

Niemand sprach je von dem erbarmungslosen *Parken*, das ein schwer kranker Angehöriger Krankenhausbesuchern abverlangte. Zweimal täglich, jeden Tag in diesem schrecklichen vielstöckigen Betonklotz, in dem es nach Urin und Smog stank. Das ständige Kleingeld für den Parkscheinautomaten. Die lange Schlange vor der Schranke. Das Vergessen, wo das Auto stand. In dieser Reihe? Auf dieser Ebene? In diesem *Parkhaus*? Nur ein einziges Mal war Margaret während dieses ganzen langen Alptrahms zusammengebrochen, als sie einmal den Wagen nicht hatten finden können. Sie hatte sich zusammengekrümmt und auf einer fremden Kühlerhaube geschluchzt, während er neben ihr gestanden, ihr völlig sinnlos den Rücken gerieben und krampfhaft die Schlüssel für gar nichts umklammert hatte.

Bei der Beerdigung hatte Felix den geradezu schmerzhaften Wunsch verspürt, dem Pfarrer eine zu knallen.

Gott kümmerte sich nicht um sie. Nur sie kümmerten sich umeinander. Er und Margaret hatten sich um Jamie gekümmert, und dann hatte er sich um Margaret gekümmert, als sie nicht mehr für sich selbst sorgen konnte, und jetzt hatte er niemanden mehr, um den er sich kümmern konnte, außer Mabel.

Und niemand kümmerte sich um ihn.

### 3

Der neue Exiteer nannte sich Amanda.

Sie saß draußen vor einem kleinen Café auf dem Platz in Bideford, ganz in der Nähe der Haltestelle, an der Felix aus dem Bus gestiegen war. Eine Andeutung herbstlicher Kühle lag in der Luft, doch es war sonnig und windig. Also genau das richtige Wetter für die beigefarbene Jacke mit dem Reißverschluss. Felix stellte sich vor, und Amanda gab ihm die Hand. Vor ihr stand ein volles Glas heißer Schokolade, und Felix bestellte sich eine Kanne Tee.

Sie war verblüffend jung, und er überlegte, wie die Exiteers wohl auf sie gestoßen waren. Er selbst war von einer älteren Frau rekrutiert worden, die in dem Bestattungsinstitut arbeitete, in dem Margaret aufgebahrt worden war. *Elspeth* hatte auf ihrem kleinen schwarzen Namensschild gestanden. Weißes Haar. Blaue Augen. Ein gütiger Mund.

*Es tut mir leid, dass sie so gelitten hat,* hatte sie gesagt, und Felix hatte mit einem Kopfnicken auf den verwelkten Leichnam seiner Frau gedeutet und geantwortet: *Der Tod war für uns beide eine Erlösung.*

Er wusste nicht mehr genau, wie das Gespräch von Margarets Tod auf die Exiteers gekommen war, nur dass er in diesem Moment nicht zurückgeschreckt war. Elspeth

hatte Anspielungen auf eine Gruppe gemacht, die Beihilfe zum Suizid unterstützte, und gesagt, sie würde »ihm diesen Gedanken mitgeben« – zusammen mit ihrer Visitenkarte.

Felix hatte sechs ganze Monate darüber nachgedacht, denn er gehörte nicht zu denen, die wagten, bevor sie wägen und noch einmal wägen – und dann womöglich noch eine Art Risikoeinschätzung in Auftrag gaben. Vorsicht war ebenso ein Teil von ihm wie Margaret oder Jamie oder Marmeladen-Sandwiches.

Doch schließlich hatte er Elspeth angerufen. »Ich würde gern ein Exiteer sein«, hatte er gesagt und war sich dabei vorgekommen, als bewerbe er sich darum, Batman zu werden. Aber Elspeth hatte nicht gelacht. Sie hatte ihm gesagt, wo er sich mit ihr treffen sollte, und am Ende eines zivilisierten gemeinsamen Teetrinkens bei Banburys war er für tauglich befunden worden. Nach welchen formalen psychologischen Maßstäben sie das entschieden hatte, war ihm nie genau klar gewesen. Wahrscheinlich nach gar keinen, argwöhnte er. Doch Elspeth schien eine sehr intelligente Frau zu sein, und er hatte auf ihr gesundes Urteilsvermögen vertraut.

Felix hoffte, dass jemand wie Elspeth Amanda gründlich überprüft hatte, aber wirklich, jemand hätte ihn warnen müssen, dass sie so jung war.

»Haben Sie so etwas schon mal gemacht?«, erkundigte er sich, sobald die Kellnerin davonging.

»Nein«, antwortete sie. »Sie?«

Er nickte. »Viele Male.«

»Wie viele?«, wollte sie wissen. »Male, meine ich. Wie viele Male?«

Sie war nervös. Vor seinem ersten Mal war er auch nervös gewesen.

»Siebenundzwanzig.«

Mit großen Augen starrte sie ihn an. »Das sind aber ... viele.«

So wie sie das sagte, hörte es sich an, als wäre er eine Art Serienmörder, und das hatte sie bestimmt gemerkt, denn sie lief rot an, sodass sie noch jünger aussah als ohnehin schon. Er schätzte sie auf fünfundzwanzig, selbst wenn man eine übersteigerte Wahrnehmung von Jugend aus der Fernperspektive eines Fünfundsiebzigjährigen mit einkalkulierte.

»Es wird leichter«, meinte er. »Nicht dass es jemals angenehm wird.«

Amanda nickte und schaute auf ihre Schokolade, die in dem hohen Glas kalt wurde. Der größte Teil der Schlagsahne war bereits in der trüben Flüssigkeit versunken.

»Darf ich fragen, wie alt Sie sind?«

»Dreiundzwanzig«, antwortete sie und fragte dann bekümmert: »Ist das okay?«

»Selbstverständlich«, beteuerte er, obgleich es ja noch schlimmer war, als er gedacht hatte. »Sie müssen nur immer daran denken, dass wir eine rein passive Rolle spielen, keine aktive. Das Wichtigste, das wir unseren Klienten anbieten können, ist Güte und Ruhe. Wir bieten ihnen die nötige Unterstützung, um diese Welt ohne Schmerz oder Angst zu verlassen. Wenn wir das tun, haben wir alles getan, was uns möglich war.«

Sie nickte. Dann runzelte sie die Stirn und fragte: »Und was ist, wenn ich Panik kriege?«

Felix musterte sie prüfend. Sie hatte gerade, dunkle Augenbrauen, die sie vernünftig wirken ließen. Also sagte er ausschließlich aufgrund ihrer Augenbrauen: »Sie kriegen keine Panik.«

»Und wenn ich gefühlsduselig werde? Wenn ich ... losheule?«

»Ist das wahrscheinlich?«

Sie zog die Brauen zusammen, allerdings war ihre Stirn noch so jung, dass die Furchen, die dabei entstanden, flach und flüchtig waren. »Wenn ich traurig bin vielleicht.«

»Nun ja, traurig zu sein, ist schon in Ordnung«, sagte Felix, »aber ich würde sehr von irgendwelchen Gefühlsausbrüchen abraten, solange wir bei dem Klienten sind.«

»Was denn für Gefühlsausbrüche?«

»Lautes Klagen«, meinte er. »Sich die Kleider zerreißen.«

Sie überraschte ihn damit, dass sie den Witz als solchen erkannte. Wenn sie lachte, leuchtete ihr ganzes Gesicht auf, und sie sah aus, als wäre sie höchstens zwanzig.

Er hoffte wirklich, dass Geoffrey wusste, was er tat.

»Warum ... machen Sie das?«, wollte sie wissen.

Felix nahm den Deckel von der Kanne und inspizierte seinen Tee. Er rührte ein wenig um und legte den Deckel wieder an seinen Platz. »Ich glaube, jeder hat seine eigenen Gründe.«

»Meine Großmutter ist an Krebs gestorben«, sagte sie, als hätte er sie gefragt. »Erst hatte sie eine Sorte und dann eine andere, und danach noch eine dritte. Sie hat zwei Jahre gebraucht, und die letzten paar Monate waren, also, echt total grauenvoll.« Sie hielt inne und betrachtete die Leute, die vorbeieilten, einkauften, plauderten, ihre

Hunde ausführen. »Ich wünschte, ich hätte damals hier- von gewusst.«

Mit gedämpftem Klirren ließ sie den Löffel in ihre Schokolade fallen, und Felix wusste, dass sie sie nicht aus- trinken würde.

Er nickte. Jetzt war ihm ein bisschen wohler, was sie betraf.

»Gehen wir?«, fragte er.

Er bestand darauf zu bezahlen und ließ ein Trinkgeld auf der Untertasse zurück. Zwanzig Prozent. Margaret hatte immer zu viel Trinkgeld gegeben, und das hatte ihn immer geärgert. Doch jetzt tat er es ihr zum Anden- ken und erfreute sich jedes Mal an seiner Mini-Freigiebig- keit.

»Okay«, sagte Amanda und sah plötzlich wieder älter aus. Als sie nach ihrer Handtasche griff, die über ihrer Stuhllehne hing, sah Felix, dass ihre Hände zitterten.

»Sie schaffen das schon«, sagte er freundlich.

Sie schenkte ihm ein Lächeln, aber es war klein und verspannt und hielt sich nicht lange.

Der Schlüssel lag unter der Fußmatte.

Natürlich.

Manchmal dachte Felix über den Profit nach, den er machen könnte, wenn er Einbrecher wäre und nicht Buch- halter im Ruhestand.

Drinnen kläffte ein kleiner schwarz-braun gefleckter Hund sie an, dann verstummte er und roch Mabel an sei- nem Hosenbein.

»Braver Junge«, sagte Felix, und der Hund wedelte mit dem Schwanz und trottete ins Wohnzimmer.

»Das fühlte sich so was von verkehrt an«, flüsterte Amanda und blickte sich nervös um.

Felix nickte. Einfach so das Haus eines Fremden zu betreten, fühlte sich immer verkehrt an. Allerdings empfand er diesen kleinen Nervenkitzel nicht als unangenehm.

An der Wand der Treppe hingen Fotos. Alte Schwarz-Weiß-Aufnahmen. Es machte Felix immer traurig, Fotos von Menschen zu sehen, die er nicht kannte, und sich zu fragen, wo die Fotos – und die Menschen – wohl hinkamen, nachdem sie in Vergessenheit geraten waren.

Das Haus roch nicht nach Pillenfläschchen, aber es war ein bisschen ungepflegt. Nicht schmutzig, aber unordentlich. Auf dem Boden lag eine Herrensocke.

»Hallo?«

Der Hund kläffte einmal, eine menschliche Antwort jedoch war nicht zu vernehmen.

Sie gingen zum Fuß der Treppe, und sofort konnte Felix das mühsame Atmen hören – als versuche ein Marathonläufer, durch einen Strohhalm Luft zu holen.

Menschen, die im Sterben lagen, machten alle möglichen Geräusche – Ächzen, Furzen, Stöhnen –, doch es war das Ringen nach Luft, das Felix stets im Gedächtnis blieb. Das sich in seine Träume drängte und ihn schwitzend und keuchend hochschrecken ließ.

Das hier war mit das Schlimmste, was er je gehört hatte.

»Mr Cann?«

Keine Antwort. Nur dieses fürchterliche Japsen.

Er sah Amanda an. Sie war blass geworden. »Ich ...«, stieß sie hervor. »Ich glaube ... ich glaube, ich kann das nicht.«

»Natürlich können Sie es«, erwiderte Felix. »Sie schaffen das.« Er bedachte sie mit einem aufmunternden Lächeln,

griff nach dem Treppengeländer und ging voran, ehe sie widersprechen konnte. Dabei schaute er sich nicht um, aber er merkte, dass sie ihm folgte.

Die Düsternis nahm zu, als sie die Treppe hinaufstiegen, und als Felix' Kopf sich über die letzte Stufe hob, sah er, wieso. Nur eine Tür im Flur stand offen – die zum Schlafzimmer an der Rückseite des Hauses –, und dort drinnen waren die Vorhänge zugezogen.

Noch bevor er auf die letzte Stufe trat, sah Felix den Mann in dem Bett.

Leise trat er ins Zimmer. »Hallo, Mr Cann?«

Der Sterbende sah schlimm aus. An Kissen gelehnt lag er da, die Augen geschlossen, die Stirn in Falten gelegt und die Zähne vor Anstrengung, lange genug am Leben zu bleiben, um zu sterben, zusammengebissen.

»Mr Cann?«

Es kam keine Bestätigung. Felix beugte sich vor und sah, dass Charles Cann ungeachtet seiner Atemnot schlief. An was für einer Krankheit auch immer er litt, sie hatte sein wahres Alter zu einem Mysterium gemacht: Er hätte fünfzig sein können oder auch achtzig. Sein Gesicht war wie zerknittertes Papier, sein Haar grau und strähnig, sein Körper geradezu schmerzhaft ausgemergelt. Unter seinen Augen lagen dunkle Schatten, und selbst in dem dürtigen Licht konnte Felix erkennen, dass seine Haut und seine Lippen von jenem fleckigen Blau waren, das auf akuten Sauerstoffmangel hindeutete. Er sah aus, als ersticke er ganz langsam in seinem eigenen Bett.

Felix schaute auf den großen, altmodischen Nachttisch. Dort stapelte sich nicht das übliche Sammelsurium aus Tabletten, Papiertaschentüchern und Büchern. Stattdes-